

Das Kind, das sterben sollte

Tims Geschichte rührt zu Tränen: Der Junge überlebte seine Abtreibung – mit schweren gesundheitlichen Folgen. Dass er heute glücklich ist, verdankt er der hingebungsvollen Liebe seiner Pflegeeltern

Fotos: Marion Losse

Geburtstage sind das Größte. Wenn die anderen „Happy Birthday“ singen und Tim die Arme in die Luft wirft und klatscht und es kaum erwarten kann, das Geschenkpapier zu zerfetzen. Allerdings: „In den ersten Jahren war es gewöhnungsbedürftig, diesen Tag zu feiern“, sagt Bernhard Guido, 50. Denn dieser Tag war eigentlich dazu bestimmt, Tims Todestag zu werden. „Überlebenstag“ sagten die Guidos früher lieber.

Tim ist nicht irgendein behinderter zwölfjähriger Junge. Im Juli 1997 war er, wenn auch nicht namentlich, eine kleine Berühmtheit. Als „Oldenburger Baby“ ging er durch die Presse. Simone Guido erinnert sich noch, wie sie am Frühstückstisch saß und die Zeitung las. Ein Kind, das seine eigene Abtreibung überlebt hatte. Traurig wirkt die 46-Jährige, wenn sie erzählt, was an jenem Tag in der städtischen Frauenklinik geschehen ist: „Eine eingeleitete Geburt in der 26. Woche. Diagnose Down-Syndrom.

Über 30 Stunden Wehen. Und dann war Tim da. Wog 650 Gramm. Kaum mehr als zwei Päckchen Butter.“

Wäre alles nach Plan gelaufen, wäre Tim heute nicht Tim, sondern eine von über zweihundert Spätabtreibungen, die in Deutschland jährlich durchgeführt werden. Der Eingriff ist erlaubt, wenn er mit einer körperlichen oder seelischen Notfallsituation der Mutter begründet wird. Hat ein Arzt dies festgestellt, gibt es

mehrere Möglichkeiten. Der Embryo kann bereits im Mutterleib mit einer Spritze getötet werden. Oder man lässt das unfertige Leben auf dem Weg durch den Geburtskanal sterben. Beziehungsweise direkt danach. Bei Tim lief es nicht nach Plan. „Er ist ein Kämpfer“, sagen die

Guidos. Vieles wissen sie selbst nur aus der Zeitung. Dass der kleine Körper schon ausgekühlt war, aber immer noch nach Luft schnappte. Dass es nach zehn

Tims Mutter hatte sich gegen ihn entschieden



Voller Lebensfreude: Down-Kind Tim, 12, tobt mit seiner Pflegemutter Simone und dem Familienhund auf dem Fußballplatz



Tim liebt Delfine. Deshalb sind sie im Haus der Guidos überall zu finden – als Gemälde oder als Kuscheltier. Bei Delfintherapien in der Karibik hat Tim gelernt, seine Aggressionen zu kontrollieren, und so große motorische Fortschritte gemacht, dass er heute sogar Trampolin springen kann (Foto links)



Stunden einen Schichtwechsel gegeben haben soll: „Dem neuen diensthabenden Arzt ist es zu verdanken, dass Tim dann doch auf die Intensivstation kam.“

Was in den kommenden Monaten mit Tim passiert ist, erzählt die Krankenakte. Aber die über zwanzig OPs, die er über sich ergehen lassen musste, sind nur das eine. „Auf Frühchenstationen herrscht Hochbetrieb“, weiß Simone Guido. Sie kann nur erahnen, was es für Tim bedeutet haben muss, so jämmerlich allein gelassen gewesen zu sein.

„Er hat lange gebraucht, um Nähe zuzulassen.“ Seit ein, zwei Jahren erst kommt er von sich aus, schlingt bevorzugt Bernhard Guido die Arme um den Hals, zieht sich hoch, will schmusen. Aber vielleicht hat das Unterbewusstsein ja auch noch andere Bilder gespeichert. Wie Simone und Bernhard Guido sich zum ersten Mal über den Inkubator beugen zum Beispiel. Simone Guido wird das nie vergessen. Es war nicht nur Mitleid, was sie fühlte, als sie den sechs Monate alten Tim zwischen Schläuchen und Geräten sah. „Es gibt ja diesen Spruch, Kinder würden sich ihre Eltern aussuchen. Tim hat uns fixiert. Als wollte er sagen: So. Euch nehm ich.“

Sie waren sicher: Glück wird mehr, wenn man es teilt

Dabei hatten die Guidos eigentlich nur mal hinfahren wollen, in die Klinik. Die Anfrage des Jugendamtsleiters war schließlich eindeutig gewesen: „Würden Sie auch ein behindertes Pflegekind aufnehmen?“

Vieles sprach dagegen. „Denkt an Marco und Pablo“, mahnten Freunde und Verwandte. Die beiden Söhne waren damals vier und sechs, aus dem Größten raus und doch noch ganz schön klein. Aber irgendwann sei da eben der Wunsch nach einem weiteren Kind gewesen, erzählt Simone Guido. Und zwar nicht unbedingt nach einem leiblichen. „Wir hatten zwei gesunde Jungs, ein schönes Haus und gesicherte Verhältnisse – wieso sich anmaßen, noch mehr von diesem Glück haben zu wollen?“ Warum nicht auch mal was abgeben?

Ein halbes Jahr lang wurden sie im Rahmen einer Kurzausbildung für Pflege-

eltern auf Herz und Nieren geprüft. Erst dann durften sie sich bei Jugendämtern bewerben. „Man ist auf schwierige Kinder eingestellt, auf Vernachlässigung und Gewalt“, sagt Bernhard Guido. Dann aber sei dieser Fragebogen vor ihnen gelegen. Können Sie sich vorstellen, dass das Kind auch gesundheitliche Beeinträchtigungen hat? Die Guidos halten inne. Denken an ihren Beweggrund, ein Pflegekind zu wollen und keine Auslandsadoption. „Bei der Auswahl eines Kindes ähnlich wählerisch vorzugehen wie beim Autokauf – das war uns zuwider“, sagen sie. Und dass das Kreuz dann ziemlich schnell bei „Ja“ gelandet sei.

Drei Monate lagen zwischen der ersten Begegnung mit Tim und seinem Einzug ins rote Backsteinhaus, Felder hinterm Haus, die Weite Norddeutschlands. Drei Monate fuhr Simone Guido fast täglich zur Klinik. Kittel an, Mundschutz. Kuschneln, Wärme geben. Simone Guido wusste, dass sie das Richtige tat, für sich, die Familie. Für Marco und Pablo



Auf Tuchfühlung: Wie sehr der Kontakt mit den Meeressäugern Tim geholfen hat, erstaunt alle Ärzte

hatte sie stundenweise eine Kinderfrau engagiert. „Natürlich haben wir es ihnen auch entsprechend verkauft: Da kommt ein Kind, das bei uns wohnen will. Sie waren gespannt.“ Irgendwann war es dann so weit: die beiden Jungs hinter einem Kinderwagen, der durch Krankenhaushänge flitzte. Kurze, unbeschwerte Momente. Immer wieder aber auch: hastige Griffe zur Atemmaske, wenn die Sauerstoffsättigung abfiel und das mitgeführte Gerät zu piepsen begann. Glücksgefühle, wenn die Atmung dann wieder regelmäßig wurde.

Wieso Tim solche Schwierigkeiten hatte, haben die Guidos lange nicht genauer hinterfragt. Probleme bei der Geburt, dachten sie. Bis es zu diesem Treffen im Jugendamt kam, weil Tims leibliche Eltern der Pflegerschaft zustimmen mussten. Erinnerungen. Wie Tims Vater zur Tür hereinkam, still, jeden Blickkontakt vermeidend. Die Mutter, klein, blond gelockt, in sich zusammengesackt. Tränen, immer wieder.

Eine unangenehme Situation. Irgendwann dämmerte den Guidos etwas: Ist das nicht die Geschichte aus der Zeitung? Simone Guido weiß noch, wie sie sich bemüht hat, nicht vorwurfsvoll zu wirken. „Es gab keinen Hass auf diese Leute. Sie sind Opfer.“ Simone Guido weiß außerdem, was sie nach dem Treffen mit dem Jugendamtsleiter besprochen hat: Wir nehmen das Kind inkognito. Aber die Angst aufzufallen,

die blieb. Was, wenn einer was weiter sagt? Plötzlich Sensationsreporter vor der Haustür stehen?

Berichten müsste man eher mal über was anderes, finden die Guidos heute. Zum Beispiel über die Tatsache, dass sich 90 Prozent aller Schwangeren, bei deren Fötus Trisomie 21 diagnostiziert wird, für eine Abtreibung entscheiden. In der Regel fällt ein solcher Entschluss nach dem Ergebnis der Fruchtwasseruntersuchung, die meist in der 15. Schwangerschaftswoche durchgeführt wird. Tims Mutter war aber schon im siebten Monat, sie muss bereits die Bewegungen ihres Kindes gespürt haben.

Trotzdem. Simone Guido glaubt, sich hineinversetzen zu können in eine Frau, die ein Trisomie-21-Kind unbeholfen „mongoloid“ nennt. Sie kann das alles nachfühlen: ein zerplatzter Lebenstraum, vorgeburtliche Liebe, die plötzlich ins Leere läuft. Sogar, dass jemand mit Selbstmord droht, würde man „dieses Kind“ nicht „wegmachen“. Eine Schocksituation. „Tims Mutter hätte Zeit gebraucht“, sagt Simone Guido. Wie sie persönlich zur Abtreibung steht, sagt sie nicht. Immer wieder wollten Politiker und Vertreter von Interessenverbänden die Guidos in den letzten Jahren dazu überreden, Sprachrohr zu sein. Viel zu individuell er-

Die leiblichen Eltern wollten keinen Kontakt

Es war ein harter Kampf, aber sie haben gewonnen

beim Musizieren: Pablo am Schlagzeug, Marco an der E-Gitarre, Tim an den Bongos.

Natürlich war es

nicht immer einfach. Ist es auch heute nicht. Tim trägt Windeln, hat eine Magensonde, kann nicht sprechen – der winzige Körper wurde einfach zu stark geschädigt. Vor allem am Anfang gingen die Guidos auf dem Zahnfleisch. Die ganzen durchwachten Nächte. Immer wieder: die Sauerstoffmaske auf das kleine Gesicht. Immer wieder auch: Lungenentzündungen. Blitzfahrten ins Krankenhaus. Entsetzliche Angst, weil die Gefahr bestand, Tim würde es nicht packen.

Ein Wunder, sagen die Ärzte. Dass er nach Jahren im Rollstuhl doch laufen gelernt hat. Sogar rennen und auf dem Trampolin hüpfen kann. Viele haben nur eine Erklärung: die unfassbare Power eines ungewöhnlichen Elternpaares. Simone Guido, die neben der Familie noch Zeit für ein berufsbegleitendes Studium in traditionellen chinesischen Heilmethoden findet, winkt ab: „So schwer ist das doch gar nicht.“ Täglich bringt sie Tim zur Ergo-, Reit- oder Schlucktherapie. „Die gesunden Kinder fährt man stattdes-



Starke Familie: Die Guidos mit den Söhnen Marco und Pablo und den Pflegekindern Tim und Melissa

sen eben zum Klavier- oder Basketballspielen.“ Und: Gesunde Kinder erziehen, das heißt auch, hinterher zu sein. Zimmer aufgeräumt? Prüfung bestanden? „Bei Tim haben wir nichts erwartet und uns dann über jeden Erfolg doppelt gefreut.“

Weiterblättern im Album. Geschichten über das, was alles möglich ist. Zelten. Fernreisen. Tim bei der Delfintherapie. Der Kontakt mit den Tieren fordert heraus und baut Spannungen ab. Früher hat Tim sich selbst verletzt, den Kopf gegen Tischkanten gehauen. Heute braucht er keinen Helm mehr. Während einer weiteren Trainingseinheit kamen sogar plötzlich die ersten tapsigen Schritte. Sooft es das Konto zulässt, fahren die Guidos in ein Center auf Curaçao. Aber nicht alles darf sich nur um Tim drehen. Es ist wichtig, dass keiner zu kurz kommt. Dass es Auszeiten gibt, auch für die Partnerschaft. „Aber natürlich es ist schwer, das durchzuziehen. Am liebsten möchte man täglich in der Kurzzeitpflege, die währenddessen Tims Betreuung übernimmt, anrufen“, sagen die Guidos. Immerhin: Das Ende sei ja jedes Mal absehbar.

Anders bei Tims leiblicher Mutter. Sechs Jahre nach der Entbindung, die damit beendet haben soll, dass ihr das Kind aus dem Leib gerissen wurde, hat sie den Arzt verklagt. Eine zähe Verhandlung. Niemand hat festgelegt, wo bei einer nicht

erfolgreich verlaufenen Spätabtreibung unterlassene Hilfeleistung anfängt. Nach zwanzig Minuten? Zwei Stunden? 13 000 Euro Schmerzensgeld musste der Gynäkologe schließlich zahlen. „Wirklich bezahlt haben andere“, sagen die Guidos. Tims Vater sei in den ersten Jahren manchmal gekommen. Die Guidos können sich nicht erinnern, dass er seinen Sohn mal hochgenommen hätte. Dafür erinnern sie sich an seine Verzweiflung. Seiner Frau ging es immer schlechter. Rheuma, Gicht. Vor sechs Jahren ist sie gestorben, mit 41. „Eines natürlichen Todes“, wie Tims Vater am Telefon sagte. Mehr wissen die Guidos nicht. Nie wieder gab es seither einen Kontakt.

Was sich bei den Guidos in dieser Zeit änderte? Nun, da hätte es eines Tages plötzlich wieder diese Sehnsucht gegeben, sagt Simone Guido und schmunzelt. Da sei dieses Bild gewesen. Von einem Mädchen, das die Familie komplett machen könnte. Aber die beiden Großen, damals zehn und zwölf, verzogen das Gesicht. „Hilfe! Zickenalarm!“ Nur ein einziger Kompromiss war für Pablo und Marco vorstellbar: Wenn es ein Mädchen mit Down-Syndrom wäre. Warum eigent-

lich nicht, überlegten die Guidos. Die vierjährige Melissa lebte seit ihrer Geburt in einem Kinderheim. „Sie hatte etwas von diesem Stolz, der mich an die erste Begegnung mit Tim erinnerte“, sagt Simone Guido. „Sie stand in der Ecke, verschränkte die Arme, hatte die Mundwinkel runtergezogen, wirkte trotzig und sehr selbstbewusst dabei.“

Auch Melissa hat Zeit gebraucht. Als aber der Damm gebrochen war, floss Liebe im Übermaß. Vor allem dem Bruder gegenüber. „Keiner versteht es so gut wie sie, Tim aus seiner Zurückgezogenheit zu holen.“ Und kaum einer in der Familie plappert so viel. Melissa, neun inzwischen, kann sogar etwas rechnen und

schreiben. „Wie ein normales gesundes Down-Syndrom-Kind eben“, sagen die Guidos. Natürlich tue es zuweilen

weh, zu sehen, wie fit auch Tim sein könnte, hätte man ihn normal zur Welt kommen lassen. Aber es bringt ja nichts, sich darüber den Kopf zu zerbrechen. Die Zeit lässt sich nicht zurückdrehen. Und man kann die Dinge ja immer auch von einer anderen Seite sehen. Tim lebt. Sein Kampf hat sich gelohnt. Für ihn. Und für die Guidos. *Elisabeth Hussendörfer*

Noch ein zweites Pflegekind mit Down-Syndrom

Zahlen und Fakten zur Spätabtreibung:

- In Deutschland kommt es jährlich zu 200 bis 300 Spätabtreibungen. Darunter fällt der Abbruch einer Schwangerschaft ab der 23. Woche, wenn der Fötus theoretisch außerhalb des Mutterleibs lebensfähig wäre.
- Seit Januar 2010 haben sich die Regelungen für solche Eingriffe verschärft. Zwischen der Diagnose und einer Abtreibung müssen jetzt drei Tage liegen. Einen Rechtsanspruch auf eine Spätabtreibung gibt es nicht. Ob der Eingriff vorgenommen wird, entscheiden der Arzt, der die Diagnose gestellt hat, und derjenige, der den Eingriff vornimmt. Oft finden Eltern nach der 23. Schwangerschaftswoche keinen Mediziner mehr, der bereit ist, den Eingriff durchzuführen.
- In Frankreich ist der Umgang mit Spätabtreibung liberaler – Experten befürworten das, denn die Eltern müssten nicht mehr aufgrund vager Diagnosen bereits in der 12. Schwangerschaftswoche abtreiben, sondern hätten Zeit, die Entwicklung abzuwarten und die Entscheidung gründlicher zu überdenken.

Sie möchten die Familie Guido unterstützen? Tim und Melissa freuen sich über einen Beitrag zu ihrer Delfintherapie (Infos: dolphin-aid.de). Spenden an: Dolphin Aid, Stadtparkasse Düsseldorf, BLZ 300 501 10, Konto Nr. 2000 22 00, Kennwort: Tim und Melissa Guido